

Nr. 149. Bydgoszcz / Bromberg, 4. Juli 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von **Katrin Holland.**

(25 Fortsetzung.)

Seit fünf Uhr hatten Arnstruthers, Lambertz und Schönlein, abwechselnd oder auch gemeinsam, jede Stunde die Strecke Hoshangabad—Navigabad mit einem Laufwagen abgefahren, ohne etwas Verdächtiges zu merken. Jetzt, nach einem etwas schweigsam eingenommenen Abendbrot, stand Arnstruthers auf, um, wie versprochen, die Depesche durchzugeben: „Alles in Ordnung".

„Zehn Uhr", sagte er zurückkommend. „Gegen elf Uhr, um genau zu sein, um zehn Uhr fünfzig muß der Expreß Hoshangabad passieren. Also noch fünfzig Minuten. Was tun wir jetzt"

„Wenn es Ihnen recht ist", sagte Lambertz, „dann möchte ich noch einmal die Strecke abfahren."

Arnstruthers willigte sofort ein. „Gut, Lambertz, wie Sie wollen. Zuviel Vorsicht kann nie schaden. Wollen Sie oder soll ich gehen?"

„Gehen wir alle drei", schlug Schönlein vor, „dann setzt ihr mich in Navigabad ab und ich steige zu Lawson in den Zug."

Sie traten aus dem Stationsgebäude, in dem sie die letzten Stunden verbracht hatten und sofort bei ihrem Anblick kam ihnen ein Beamter entgegen. Er trug ein kleines Päckchen Papiere.

„Hier sind die Meldungen, Sir. Die Streckenwärter melden: „Alles in Ordnung"."

Arnstruthers warf einen prüfenden Blick auf die Zettelchen, von denen ein jedes seine Nummer trug und verglich Buchstaben und Nummern miteinander.

„Trotzdem halten Sie bitte sofort den Laufwagen bereit. Nein, danke, ich werde ihn selbst bedienen."

Der kleine Wagen, mit dem sonst der Streckenwärter im Dienst die Geleise abfuhr, faßte kaum drei Leute. Schönlein mußte sich weit nach vorne legen, um überhaupt Platz zu finden.

„Macht nichts, macht nichts", beruhigte er die beiden anderen, „so sehe ich besser."

Zuerst sprach niemand der drei Männer ein Wort. Die Nacht war dunkel. Nur hin und wieder gab eine eilig vorüberziehende Wolke die schmale Sichel des jungen Mondes frei.

„Nichts", sagte Schönlein, der zwischen den beiden Scheinwerfern hing, in das Schweigen hinein, „nichts". Es kam so gleichmäßig und eintönig, wie das Ticktack einer Uhr.

„Das ist das einzige, was ich fürchte", murmelte Arnstruthers, „daß es die Kerle aufgegeben haben und überhaupt nicht kommen. Schließlich müssen sie unsere Vorkehrungen bemerkt haben und einen Weg zur Flucht gibt es nicht mehr für sie. Mit allen Möglichkeiten ist gerechnet, sogar mit einem verlängerten Aufenthalt in Hoshangabad, bis alles sicher ist. Lawson wird in Navigabad den Zug halten, um nach Hoshangabad telephonieren zu lassen, ob alles in Ordnung ist, und um sicherzugehen, daß uns die Leute nach keiner Seite entwischen können, bevor der Expreß die Brücke überfährt. Wenn sie da sind, dann werden wir sie erwischen. Aber ob sie da sind?"

Vor ihnen tauchten die eisernen Brückenbogen auf, die sich über den wilden breiten Strom spannten, an dessen Ufern die Mohammedaner in friedlicher Eintracht ihre Badehäuser wie ihre Verbrennungsplätze angelegt hatten. Aber es war dort ein gefährliches Baden, denn da sie nach der Verbrennung jene Teile der Toten zusammensuchten, die das Feuer nicht vernichtet hatte, und in das heilige Wasser warfen, hatten sich dort viele Krokodile angesammelt, um das Werk der Flammen endgültig zu beschließen.

Auf beiden Seiten des Flusses war das Gelände hügelig und unwegsam. Die Dschungel reichte teilweise bis dicht an den Fluß.

„Nichts", sagte Schönlein und wieder: „Nichts".

Lambertz lenkte schweigend den Wagen. Von weitem tauchten die Lichter von Navigabad auf.

Am Ende der Brücke stand der Streckenwärter.

„Wo ist der Jemedar (Aufseher)?" fragte Arnstruthers ihn.

„Er schläft in seiner Hütte", war die Antwort. „Er hat Befehl gegeben, daß er nicht geweckt wird, bevor der Zug fällig ist."

„In Ordnung", sagte Arnstruthers; wandte sich aber gleich darauf an Lambertz und flüsterte ihm zu: „Gefällt mir nicht. Kann schlafende Beamte nun einmal nicht leiden."

Sie warfen einen Blick auf die Uhr. 10.30.

„Die Hütte steht dort drüben", sagte Schönlein, „ich habe sie mir schon gestern angesehen, ungefähr fünfzig Meter von hier. Gehen wir selber."

Die drei Männer verschwanden in der Dunkelheit, die nur hier und da von den roten und grünen Lampen der Strecke einen schwachen geheimnisvollen Schimmer von Licht empfing. Gleich darauf tauchte undeutlich der Umriß der kleinen Hütte vor ihnen auf.

„Hallo!" schrie Arnstruthers.

Keine Antwort. Lambertz hob die Laterne und im Schein des Lichts sahen die drei Männer, daß die Hütte leer war. Arnstruthers hörte Martin fluchen und sah ihn mit einem Satz an ihm vorbei in den Eingang der Hütte springen. Die schwankende Laterne zog unregelmäßige helle Kreise, zauberte gespenstische Schatten hervor. Irrte er sich, oder —? Arnstruthers überlegte nicht lange. Lambertz stand in vollem Licht, mitten in dem kleinen Raum, ein allzu geeignetes Schußziel für jeden, der ihn zu vernichten beabsichtigte.

In demselben Augenblick fiel der Schuß. Jäh verlosch die Laterne. In der über sie einstürzenden Dunkelheit klirrte das Glas. Jemand schrie. Wer? Schwere Schritte — ein keuchender Ringkampf — ein zweiter Schuß. Dann stürzte der fliehende Schatten eines Mannes aus der Hütte in die Dunkelheit hinaus. Krachen und Brechen von Zweigen. Wilde Schreie und dann jäh einsetzende, atemlose Stille.

Lambertz richtete sich von seinem harten Fall auf. Jemand mußte ihm von hinten an den Rock gesprungen sein.

„Schönlein?" fragte er in die Dunkelheit hinein, während er seinen Revolver schußbereit vor sich hinhielt, mit der linken Hand nach den Streichhölzern in seiner Hosentasche suchend. „Hippo," wiederholte er.

Keine Antwort.

„Arnstruthers?"

Schweigen.

„Schönlein!" schrie er „Arnstruthers!"

Niemand antwortete. Dann plötzlich ein leichtes, schwaches Stöhnen. Und endlich die Streichhölzer. Ein kleines Flämmchen blitzte auf, zu kurz, zu klein, um etwas sehen zu können und erlosch sofort in der Zugluft der offenstehenden Tür.

Lambertz bewegte sich vorsichtig tastend in der Richtung, in der er eine zusammengekrümmte Gestalt auf dem Boden hatte liegen sehen. Das zweite Hölzchen brannte. Da lag Arnstruthers.

„Sind Sie verletzt"

„Ich glaube", murmelte der Mann und stöhnte. „Nichts weiter, es hat mich in der Schulter erwischt. Und Sie?"

In Ordnung", entgegnete Lambertz kurz. Er fand die aus dem Behälter herausgeflogene Kerze und steckte sie an. —

„Mein Gott", flüsterte er und kniete neben Arnstruthers nieder. „Sie haben mir das Leben gerettet, Eric."

Er riß sein Taschentuch heraus und dann sein Hemd in Streifen und legte ihm einen Notverband an.

„Kümmern Sie sich nicht um mich", bat Arnstruthers. „Setzen Sie ihm nach — Schönlein muß ihm schon auf den Fersen sein."

„Lassen Sie mich Sie auf den Wagen bringen und zur Station fahren, das ist wichtiger."

„Gehen Sie."

Plötzlich fielen draußen ein paar weitere Schüsse. Lambertz ließ Arnstruthers auf den Boden zurückgleiten und rannte hinaus.

„Zurück!" schrie ihm Schönlein, den er nicht sehen konnte, zu. „Zurück, Martin."

Wieder zerriß ein scharfer Knall die Luft. Plötzlich sah Lambertz einen Mann in wilder Eile auf die Geleise zu laufen, direkt auf den Laufwagen zu.

Er durfte ihn nicht erreichen, nicht diesen Weg der Flucht versuchen! Da gab es kein Besinnen. Lambertz hatte die Chance für sich. Der andere stand im Licht, ihn selbst schützte die Dunkelheit. Er schnellte sich von dem weichen nachgiebigen Boden ab und rannte mit keuchender Lunge, während er kurz hintereinander in die Richtung der Bahn feuerte.

Da, der Mann stolperte, Lambertz warf sich mit aller Kraft auf ihn und drückte ihn auf den Boden. Seine beiden Hände umklammerten die Kehle des Gegners, krallten sich in das muskulöse Fleisch des Halses, bis der andere nur noch röcheln konnte.

Er kannte den Geruch dieses Mannes, den Körper dieses Menschen, der sich verendend unter ihm wand.

„Verspielt. Terence O'Rorke", stammelte er, „vorbei." Er war ein wildes Tier in diesem Augenblick, nur von dem einen Wunsch beseelt, zu vergelten . . .

Aber noch einmal fand der Sterbende Worte. Und sein letztes irdisches Lächeln trug einen wahrhaft teuflischen Ausdruck.

„Ihnen wird der Sieg nichts nützen. In zehn Minuten fliegt die Brücke in die Luft mit . . ."

Ein letztes Röcheln, aber Lambertz hörte es nicht mehr. Ein eisiger, lähmender Schreck raubte ihm sekundenlang seine klare Überlegung. Und dann wurde er entsetzlich nüchtern.

In zehn Minuten fliegt der Delhi-Expreß in die Luft . . . Lawson mit seinen Soldaten und den zwei Maschinengewehren, die Hunderte von Reisenden!

Neben ihm keuchte Schönlein heran.

„Lauf", schrie ihm Lambertz zu, „lauf, nimm den Wagen, versuche Navigabad zu erreichen. In zehn Minuten fliegt die Brücke in die Luft! Lauf, zu spät, um die Kabel und die Höllenmaschinen zu finden!"

Aber obgleich er selber dem anderen den Befehl gegeben hatte, rannte er mit dem Freunde um die Wette auf die Geleise zu. Da, was war das? Der kleine Wärter, der bis dahin neben dem Laufwagen Wache gehalten hatte, sprang in den Wagen — ein höhnisches Gelächter — ein Schuß und das Geräusch des schnell davoneilenden Wagens begrüßte sie.

*

Durch die hereinbrechende Nacht donnerte der Delhi-Expreß.

Nur wenige von den vielen Menschen, die am Nachmittag, von Hoffnungen, Wünschen, Zielen und Sehnsucht beseelt, den Zug bestiegen hatten, ahnten, in welcher Gefahr sie sich befanden. Sie saßen in ihren Abteilen, auf ihren verschiedenen Plätzen, voller Pläne und Erwartungen. Die Zukunft war ihren Gedanken und Herzen näher, als die lebendige Gegenwart. Sie aßen, sie tranken, sie rauchten oder lasen, sie schliefen oder wachten, und wußten nicht einmal, daß sich in dem ersten Wagen hinter dem Kohlentender ein kleiner Trupp Soldaten auf dem Posten befand, bereit, wenn nötig, ihr Leben zu schützen. Außer den Soldaten war nur der Lokomotivführer und der Heizer in die ihnen drohende Gefahr eingeweiht.

Die Nacht war kalt. Ein heftiger, unbarmherziger Wind blies. Aber selten suchte der Lokomotivführer Schutz unter seiner Glasscheibe. Mit brennenden Augen und einer halb erfrorenen linken Wange starrte er hinaus in die Unendlichkeit der dunklen Nacht.

Neben ihm erzählte der Heizer eine traurige, kleine Familienangelegenheit.

In der ersten Klasse verlangten die Reisenden in den Schlafwagen von dem Schaffner doppelte Decken und in den Wagen, in denen die Eingeborenen durcheinander hockten und lagen, weinte sich ein Säugling, der zahnte, in den Schlaf.

Ruhelos lief ein Mädchen von Wagen zu Wagen. Sie sah aus, als käme sie direkt von einem Ball, denn sie trug ein lichtes elegantes Kleid und weder Hut noch Mantel, aber sie besaß eine Fahrkarte erster Klasse.

Am Ende des Zuges blieb Lilian stehen und beobachtete die kleinen bunten Streckenlichter, wie sie gleich merkwürdigen exotischen Schmetterlingen aufblühten und dann von der Dunkelheit verschlungen wurden. Das Rollen der Räder klang ihr wie eine stete, unaufhörliche und furchtbare Drohung. Gleichmäßig im Takt sangen sie ihr die Dinge zu, die ihr Herz wohl gespürt, aber ihr Kopf nicht hatte wissen wollen. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus und hastete durch die langen schmalen Gänge zurück.

„Hier können Sie nicht weiter!" Ein Beamter hielt sie auf, als sie sich dem vordersten Wagen des Zuges näherte. „Unbefugten ist der Eintritt verboten."

Sie machte noch einen Versuch, der Weisung zu trotzen, aber starke Arme hielten sie tatkräftig zurück.

„Tut mir leid, Miß, tätlich werden zu müssen, aber ich kann Sie hier nicht weiter durchlassen."

Lilian fügte sich. „Gut", sagte sie dann. „Aber dann bitten Sie einen Herrn Philipp Lawson zu mir."

Der Beamte sah sie schnell und prüfend an. Dann zuckte er die Achseln.

Merkwürdig. Aber er erstattete Meldung.

„Eine Dame, Sir, die Sie zu sprechen wünscht und unbedingt den Wagen betreten wollte." Er sah Lawson an, als erwarte er eine aufklärende Antwort von ihm, aber Lawson war zu sehr erschrocken, um weitere Worte zu verlieren. Es konnte nur Lilian sein.

„Was tun Sie hier?" fuhr er sie an. „Wie kommen Sie hierher, Sie haben Ihr Wort gebrochen! Sie scheinen die Angewohnheit zu haben, Leute in Zügen zu überraschen."

Böse spielte er auf ihre Begegnung mit Lambertz damals im Zug nach Patipur an. Er war ernstlich erschrocken und aufgeregt. Aber er fand einen entschlossenen Gegner, der sich nicht einschüchtern ließ.

„Es sind rund hundert Frauen jeden Alters im Zuge und vielleicht hundertfünfzig Männer. Wenn für diese Leute keine Gefahr besteht, warum sollte sie dann für mich vorhanden sein? Entweder ist der Zug genügend geschützt, und dann war es nur albern von euch, mich nicht dabei sein zu lassen, oder eure Vorsichtsmaßregeln sind unzureichend und dann ist es verbrecherisch, daß man den Zug voll besetzt und fahrplanmäßig hat abgehen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Unheimliche Fuhre.

Skizze von **Wolfgang Warth.**

Fragt einmal im lüneburgischen Kirchspiel Küsten nach Johann Parum Schulzen Chronika; es gibt noch Leute genug, die das alte Buch des Bauern kennen, das er bei seinem Tode Anno 1740 hinterließ. Es stehen noch ganz andere Dinge darin als die wahrhafte Geschichte, die ich hier erzähle, und alle sind sie wahrhaftig geschehen.

Da lebte zu Süten auf dem Hof, wo später die Kuffahls außaßen, der Bauer Niebuhr. Es war im Jahre 1636 ein feucht-heißer Frühsommer mit vielen Gewittern, und es ging in den Heidedörfern die Rede, draußen im Lande sei wieder einmal die Pest. Noch war sie nicht im Kirchspiel, aber Furcht hatten alle schon im voraus. Niebuhr mußte eines Tages nach Lüchau, wo er Geschäfte hatte. Auch in der Stadt hörte er allerlei Zeitung, vom Krieg, vom Frieden, den der Kaiser machen wolle, und nicht zuletzt von der Seuche, die schon im Braunschweigischen und in Westfalen war und hinraffte, was Schwede, Spanier und des Kaisers Völker übriggelassen hatten.

Wenn Bauern zur Stadt fuhren, tranken sie. Geld war im Sack und die Frau daheim, die Pferde im Ausspann mußten Zeit zum Fressen haben, und manche Geschäfte ließen sich trocken gar nicht abschließen. Als der Bauer Niebuhr gegen Abend abfuhr, saß er schwer und dennoch unsicher auf dem federlosen Wagen. Nur mit Mühe konnte der Bauer sich wachhalten, um den ohnehin schlechten Weg nicht zu verlieren. Um so mehr erschrak er, als das Pferd plötzlich scheute und eine Gestalt aus den Ginsterbüschen auf die Straße trat. Ein Fremder war es, schon der Kleidung nach nicht aus der Gegend. Als Niebuhr ihn in seiner Mundart nach dem Begehr fragte, gab der Mann ihm in der Heimatsprache Bescheid. Er wolle nur bis Süten mitgenommen werden; denn er sei den Tag schon weither gewandert und müde. Der Bauer rückte auf der harten Bank zur Seite ließ den Fremden aufsteigen, und die Fahrt ging weiter. Keiner sprach ein Wort. Aber ein Heidebauer sieht selten Fremde, dazumal noch seltener als heute, und er muß wissen, wer ihm ins Dorf kommt und was er will. So fragte er ein-, zweimal. Der Mann gab keine Antwort. Niebuhr war noch immer nicht nüchtern. Kein Wunder darum, daß er immer härter und dringender zu wissen begehrte, wen er fuhr.

Endlich schaute der unheimliche Fahrgast unter dem Schlapphut wild hervor, dem Bauern ins Gesicht: „Ich will mit in dein Dorf; da bin ich noch nicht gewesen. Denn ich bin der Pest."

Unwillkürlich riß der Bauer das Pferd zum Stehen. Im Augenblick ward er nüchtern. Schauer liefen ihm über die Haut. Den Tod fuhr er; verloren war er und mit ihm ganz Süten, das Kirchspiel, die ganze weite Heide. Dann aber packte ihn plötzlich verzweifelte Lebensgier. Nein, sterben wollte er nicht, noch lange nicht. Er mußte leben, denn der Hof brauchte ihn; und er fing an, den grausigen Gast demütig um sein Leben zu bitten.

„Fahr zu!" verlangte der Pest. „Ich will dir sagen, wie du dein eigen Leben retten kannst. Vor dem Dorf hälst du an. Dann zieh deine Kleider aus, in denen sitzt schon der Tod. Nackend geh in dein Haus, nimm den Kesselhaken und trage ihn, wie die Sonne läuft, um deinen Hof. Dann vergrabe den Haken unter der Türschwelle. Er sperrt mir die Tür, und wenn niemand den Geruch von mir in dein Haus trägt, werden alle auf dem Hof gerettet sein."

Niebuhr hielt ein weites Stück vor dem Dorf an, stieg zitternd vom Wagen, zog sich im Nu bis auf die Haut aus und lief in die Dunkelheit. Die Angst trieb ihn, daß er um sein Leben lief. Leise trat er in Hof und Haus, hob den schwergeschmiedeten Kesselhaken aus dem Rauchfang und eilte damit hinaus. Mit der Sonne lief er, aber nicht nur um den eigenen Hof, sondern um die ganze Dorfmark. Schwer zog die gewichtige Säge in seinen Händen, immer keuchender wurde des Bauern Atem, wie er so die ganze weite Heidemark umlief. Endlich, endlich war der Lauf um das Leben aber doch geschafft. Nicht nur er und die Seinen waren nun vor dem Pestmann gefeit. Das Dorf war gerettet. Wohin aber mit dem Kesselhaken? Unter der eigenen Tür wahrte er nur Niebuhrs Hof. Man mußte ihn unter die Brücke vor dem Dorf stecken. Dann konnte der Pest nicht herüber. Stolpernd, mit knickenden Beinen schleppte sich der Bauer das letzte Stück durch Heide und Ginster, warf die Eisenlast in den Schlick unter der Bohlenbrücke und schritt dann den Fahrweg zurück, dem Wagen, seinen Kleidern und dem Pest entgegen.

Noch konnte er nur ungewiß im Dunkel der sternenlosen Nacht den Wagen erblicken, da rief ihm der Pest zornig entgegen: „Hätte ich das gewußt, daß du mir das ganze Dorf zumachst, so wollte ich dir den Rat nicht gegeben haben." Ein Lachen gellte auf, ein Peitschenschlag knallte auf das Pferd. Im langen Warten hatte der Fremde das Gefährt gewendet, und durch den Sand rasten Wagen und Mann ins Dunkel davon. Verdutzt stand der Bauer. Den Wagen zu verlieren, war ein harter Verlust für einen Heidebauern. Aber das Pferd, das Pferd! Wer hatte nach achtzehn Jahren wildesten Raubkrieges noch ein Pferd?

Jedoch, das eigene Leben, das Leben des ganzen Dorfes war auch das letzte Pferd noch wert. Niebuhr zog sich wieder an, ging langsam heim, müde sinnend.

Der unheimliche Gast war fort, und weder von ihm, noch von Wagen und Pferd sah und hörte man jemals wieder. Wer mochte der Mann gewesen sein? Ein Gauner und Landfahrer, meinten die Leute später. Die Sütener von damals aber glaubten fest daran, daß er der Pest war, und der Bauernchronist Johann Parum Schulze, der uns die wahre Geschichte erzählt, hat selber sein Lebtag fest daran geglaubt. Denn das Dorf Süten hat im Jahre 1636 nicht einen einzigen Pestkranken gehabt. Überdies hat Schulze den Kesselhaken noch selbst gesehen, den die Sütener im Jahre 1690 aus dem Schlamm hoben, als die Dorfbrücke neu gebaut wurde.

Kleiner Briefwechsel.

Das ist schon eine ganze Reihe von Jahren her, da benötigte ein Kreismedizinalrat einige Auskünfte über die Sterblichkeit in den Dörfern seines Kreises. Also wandte er sich an alle Gemeindevorsteher mit folgender Bitte:

„Zwecks Aufstellung einer statistischen Tabelle werden sie hierdurch ersucht, baldigst mitzuteilen, wieviel Personen in Ihrer Gemeinde jährlich sterben mögen."

Der Gemeindevorsteher Mäusle, in Klein Riesendorf las dies Schreiben kopfschüttelnd durch setzte sich hin und antwortete:

„In unserer Gemeinde mag gar niemand sterben."

Der Kreisarzt bemerkte, daß er sich in seiner Anfrage wohl etwas mißverständlich ausgedrückt haben mochte und schrieb zurück:

„Wieviel Personen können in Ihrem Dorf durchschnittlich im Jahre sterben?"

„Hierorts können alle sterben!" antwortete Mäusle, der sich mächtig über die alberne Fragerei des Städters ärgerte. Nun aber wurde auch der Medizinalrat ärgerlich über die Hartgesottenheit des Gemeindevorstehers und brachte nach einigem Überlegen einen Satz zu Papier, der ihm ein Muster klarer und eindeutiger Ausdrucksweise deuchte:

„Ich wünsche umgehend zu wissen, wieviel Personen in Klein-Riesendorf etwa in einem Jahre sterben dürften. Wenn meine Anfrage nicht innerhalb von drei Tagen klar beantwortet wird, werde ich dem Herrn Landrat Anzeige erstatten."

Mäusle donnerte mit der Faust auf den Tisch, als er das kreisärztliche Schreiben erhielt. Da er aber eine Anzeige beim Landrat fürchtete, rief er den Gemeindrat zusammen und erklärte ihm den ganzen Briefwechsel und fand volle Billigung seiner bisherigen Antworten. Nach langer Beratung entschloß man sich, folgende Antwort zu erteilen:

„Auf die Frage des Herrn Kreismedizinalrats, wieviel Personen hierorts jährlich sterben dürften, antworten wir — Gemeinderat und Vorsteher — in voller Einmütigkeit und Gewissenhaftigkeit: Hier darf jeder sterben, weil es ihm halt keiner verbieten kann, auch nicht der Herr Landrat. Und künftig soll man uns in Ruhe damit lassen, weil wir sterben, wann es uns paßt und nicht, wann die Stadtleute es uns vorschreiben!"

Nach dieser Antwort wurde Mäusle von den Federfuchsern aus der Kreisstadt nicht mehr belästigt.

Frühe Entscheidungen.

Kleine Erinnerungen von **Felix Riemkasten.**

Wir hatten einen in der Klasse, der hieß Theodor und einen anderen, der hieß Walter, und diese beiden waren die Stärksten. Theodor war körperlich der Stärkste, Walter besaß die geistige Stärke. Dieses Urteil beruhte nicht auf der Einbildung der beiden, auch nicht auf meiner eigenen Meinung, die ja willkürlich sein könnte, sondern der Klassenlehrer hatte das Urteil abgegeben, und eine noch höhere Stelle mit Rechtsbefugnis konnte es nicht geben. Er sprach das Urteil aus, als er eines Tages mit den in der Vorwoche von uns geschriebenen Arbeiten ins Klassenzimmer trat und Theodor erwischte, wie er gerade den Schrank rückte, um jemand dahinter einzuklemmen. Als dieser Fall geordnet war, wurden die Hefte zurückgegeben. Theodor war mit einer Vier gesegnet, und Walter wurde als der einzige hervorgehoben, der mit einer Eins stannenswert dastand.

Der gute Lehrer hatte mit seinem Urteil nichts beabsichtigt, aber es geht später manches Wort auf, sobald es einmal zu Boden gefallen ist und dort hat keimen können. Es war kein anderer so stark wie Theodor, und wenn es sich ergab, daß Theodor gegen einen von uns das Mißtrauen hegte, jener sei „ein großer Schuft" oder hätte sich über ihn „schlecht geäußert", so löste Theodor alle Zweifel in der eigenen Brust und stellte seine Würde und seelische Sicherheit, ohne die das Leben nicht möglich ist, sehr einfach und vor allen Dingen sehr rasch wieder her, indem er eine „knackige Vertrümmerung" vornahm, und danach, gerade eben leicht erhitzt und just in Arbeit, sah er sich gern um, bei wem er zur Vorsorge für die Zukunft eine gleich gute Vertrümmerung vorschußweise ebenfalls anbringen könne. So kam es, daß er bulligen Hauptes auf Walter, den Geistesstarken, losging, der nicht im mindesten „etwas gemacht" hatte. Was zu machen war, machte Theodor. Er „schwenkte ihm welche"!

„Und das", sagte er, „wirst du dir merken!"

Er schlug nie, ohne zu sagen, für welchen Zweck er die Hiebe gedacht habe. Er war stark, aber nicht gewalttätig; er haute gern, aber er haute dennoch ungern.

„Oh", schrie Walter erbittert und blaß vor Empörung, „wie du gemein bist! Du bist gemein!"

Und mit „gemein" meinte er: geradezu hundsgemein. Er empfand es als so gemein, daß er alle Klugheit vergaß und gegen den starken Theodor anrannte. Mit dem Anrennen hatte er beinahe Glück, denn Theodor war so verblüfft über das Wunder, daß jemand gegen ihn losging, noch dazu dieser knapp Mittelstarke, daß er nur so dastand. Dann aber überwallte es ihn, außerdem lachten da welche, und so griff er sich diesen Knaben Walter und vertrümmerte ihn aus mehreren Gründen und in verschiedenen, aufeinander folgenden Auflagen.

„So", sagte er nachher und fühlte sich innerlich wieder sicher, „das hast du verdient, und das wirst du dir merken!"

Ich weiß nicht, aus welchem Stoff der Mensch gemacht ist. Es werden wohl verschiedene Stoffe sein. Der eine vergißt es, der andere redet und prahlt es weg, der dritte wird dir dafür in der Nacht das Haus anzünden, und noch ein anderer begrübelt es in sich, wird nicht fertig damit und wandelt nach der Maßgabe solcher „kleinen" Erlebnisse sein ganzes Selbst. Es kann sein, daß er von da an glaubt, begriffen zu haben, welches der Bogen der Welt sei; daß man sich also kleinmachen und beiseite drücken müsse; daß man es bei passender Gelegenheit ebenso machen müsse; daß man . . . Alle diese Knaben Walter werden einmal groß und handeln dann nach ihren Grundsätzen.

Ich kannte den Knaben Walter. Wir liebten damals zusammen die Gerechtigkeit, erknobelten zusammen einen Plan zur Verbesserung der Welt und fingen sogar an, ihn in einem Heft für zwanzig Pfennig schriftlich niederzulegen. Bis wir den ganzen Plan niederlegten. Ich weiß nicht, welchen großen und schönen Gedanken Walter auch später noch niederlegte, aber das eine weiß ich, daß er damals seinen teuren guten Tuschkasten als „verloren oder vielleicht sogar geklaut" anmelden wollte, und der Tuschkasten sollte sich tief unten bei Theodor wiederfinden.

Ich redete ihm ab. Ich beschwor ihn: „Walter, Mensch, tu doch **das** nicht!!"

„Ja, nicht wahr", sagte er und sah mich aus beinahe irrsinnigen Augen an, „es ist gemein, aber was der mit mir gemacht hat, das war noch viel gemeiner!"

Und er sagte in seinem Fieber: „Die eine Stärke gegen die andere Stärke! Die eine Gemeinheit gegen die andere Gemeinheit! Warum war er so gemein? Bei ihm hat's angefangen; was kann ich nun dafür?" und weiter und weiter so.

Ich machte damals mit noch einem anderen angesehenen Jungen der Klasse einen Versuch, einen Besuch. Bei Theodor.

Wir stellten ihm die Sache vor. Ich hatte in der ganzen Zeit das Gefühl, daß Theodor eigentlich ein verlorener Mann sei, denn die Sache mit dem Tuschkasten würde Walter nun zwar nicht mehr ausführen können, aber sicher würde er zehn andere Ideen haben. Das Feld der Tücke ist noch größer, als das der Gewalttätigkeit. Es zitterte damals in meinen Nerven etwas mit, etwas ganz Geheimnisvolles, es war vielleicht das Gefühl, nun etwas Entscheidendes zu erfahren.

Und dann löste sich alles in nichts. „Nö, wieso?" sagte Theodor. „Gemein? Gemein habe ich gar nicht sein wollen; ich hatte gedacht, er hat das verdient."

Ja, alsdann, wenn er so gedacht hatte? Alsdann, dann war es gar nicht so? Und dann war überhaupt alles nicht so? Für mich ging ein schlimmes, übles Gewölk frei auseinander. Wie lange mein Freund Walter gebraucht hat, um wieder gerade auf die Beine zu kommen — und ob überhaupt —, das weiß ich nicht. „Unternommen" hat er jedenfalls nichts. Sicher ist nur, daß er in dieser einen Woche an Lebenserfahrung mehr zugenommen hat, als im ganzen Schuljahr.



Lustige Ecke



Der Schlauberger.



Optiker: „Wenn die Kunden nicht lesen können, was da steht, sage ich nur, daß es höchste Zeit ist, daß Sie eine Brille bekommen!"

*

So ein Lausejunge!

„Emma, wo steckt denn eigentlich unser Kurtchen?"

„Ach schrecklich — der sitzt in der Speisekammer und hat sich eingeschlossen. Er sagt, er käme solange nicht heraus, bis er soviel Pudding und Marmelade genascht hat, daß er zu krank ist, um noch Prügel zu bekommen . . ."

*

In der Straßenbahn.

„Die heutige Generation hat keine Manieren!" — „Aber der junge Mann dort hat Ihnen doch soeben seinen Platz überlassen?" — „Ja, aber meine Frau muß noch immer stehen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.